

Welche Erinnerungen braucht Europa?

Joachim Gauck

Robert Bosch **Stiftung**

Welche Erinnerungen braucht Europa? Joachim Gauck

Robert Bosch **Stiftung**

Europa bauen, den Wandel gestalten

Joachim Gauck, vormals Bundesbeauftragter für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR, beschäftigte sich auf Einladung der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart mit der Frage »Welche Erinnerungen braucht Europa?«. Er setzte damit am 28. März 2006 die Vortragsreihe »Europa bauen, den Wandel gestalten« fort. Gauck nannte die Voraussetzung für das umfassende Erinnern in einer Gesellschaft: »Allem Anschein nach gewinnen erst Gesellschaften, die sich als Zivilgesellschaften etabliert haben, schrittweise (gelegentlich auch in »Schüben«) die Fähigkeit, selektives, schonendes Erinnern einzutauschen gegen umfassendes Erinnern.« Er ist überzeugt, dass ein Erinnern, das Europa nützen soll, »nicht ohne eine umfassende Erinnerung von Verlust, Trauma, Leid und Versagen auskommen wird« und beschreibt sich in diesem Zusammenhang als »geprägt vom Wandel der Erinnerungsschwerpunkte im Nachkriegsdeutschland (West) und seiner Erfahrung mit der schließlichen Annahme von Schuld«. Doch da ist noch mehr. »Wir sind das Volk« in Deutschland, »liberté, égalité, fraternité« der Französischen Revolution, die ersten Worte der amerikanischen Verfassung »We, the people...« oder die freiheitliche Gewerkschaftsbewegung in Polen - Europa brauche außerdem, so Gauck, Erinnerungen, die »die geschichtlichen Spuren gewachsener Freiheit nachzeichnen«.

Welche Erinnerungen braucht Europa? Der Titel bereitet Kopfzerbrechen. Wir sind in erster Linie gewohnt zu fragen, welche Erinnerungen brauchen wir in Deutschland? Manche fragen auch, wie viel Erinnerung darf es denn sein? Ich habe gelegentlich den Eindruck, in den letzten Jahren und Jahrzehnten hat das Erinnern in Form einer regelrechten Mahnkultur zugenommen. Keine Stadt, kein Dorf ohne Mahnmal, jedenfalls im Westen. Über neue Mahnmale, die an die Verbrechen der kommunistischen Diktatur im Osten erinnern sollen, hört man wenig. Erstaunlich oder auch nicht. Ob mehr Mahnmale automatisch auch zu mehr Erinnerung führen, dürfte noch zu untersuchen sein.

Heute soll es aber nicht allein um die deutsche Perspektive gehen, sondern um die europäische. Welche Erinnerung braucht also Europa? Gibt es überhaupt ein europäisches Erinnern? Ist Erinnerung nicht eher ein nationales Phänomen, wenn nicht überhaupt nur individuelles Erinnern möglich ist? Immerhin gibt es auch außerhalb Deutschlands viel zu erinnern. Spanien und Portugal waren bis Mitte der siebziger Jahre von Diktaturen beherrscht. Frankreich und Großbritannien, aber auch Belgien und die Niederlande können bis in die sechziger Jahre auf eine lang andauernde und unrühmliche Kolonialvergangenheit zurückblicken. Italien hat mit dem Faschismus seine eigenen Erfahrungen gemacht. Die Liste ließe sich fortsetzen. Der Umgang all dieser Länder mit ihrer Vergangenheit, vor allem mit der Erinnerung an ihre dunklen Seiten, ist höchst unterschiedlich, insbesondere aber ganz anders als unsere Vorgehensweise.

Als ich meine Worte für heute Abend vorbereitete, hatte ich zum Thema Erinnerung die gleichen Assoziationen wie sicher viele von Ihnen. Ich verband damit sofort die Erinnerung an die Zeit des Nationalsozialismus, an Krieg und Verbrechen. Und

so habe ich dann auch angefangen. Aber ist Erinnerung nicht mehr? Gehört dazu nicht auch die Erinnerung an sechzig Jahre Nachkriegsdeutschland und Demokratie und Freiheit? Gehört dazu nicht auch die Erinnerung an sechzig Jahre Frieden in Europa, an das Zusammenwachsen Europas, an die deutsch-französische Aussöhnung, an die deutsche Wiedervereinigung, an den Wegfall von Grenzen und an die Einführung der einheitlichen Währung? Brauchen wir nicht beides, als Warnung vor Bösem und zur Freude am Erfolg?

Viele Fragen auf einmal. Ich bin gespannt, lieber Herr Gauck, welche davon Sie wie beantworten werden. Nur wenige sind wie Sie berufen, zu dem Thema Erinnerung zu sprechen. Sie wurden in eine Diktatur hineingeboren und mussten in einer anderen Diktatur aufwachsen und arbeiten. Ihren Lebensweg will ich kurz nachzeichnen:

Joachim Gauck wurde 1940 in Rostock geboren. Der Vater wird 1951 verhaftet und nach Sibirien deportiert, vier Jahre später wird er begnadigt und kann zu seiner Familie zurückkehren. Joachim Gauck studierte Theologie, wird 1965 Vikar, später Pfarrer, im Nebenamt auch Jugendpfarrer. Er leitete von 1982 bis 1990 die Kirchentagsarbeit in Mecklenburg. Er war Mitinitiator der kirchlichen und politischen Protestbewegung in Mecklenburg und leitete öffentliche Gottesdienste mit anschließender Großdemonstration in Rostock. Joachim Gauck wird Mitglied und Sprecher des Neuen Forums Rostock. Als Abgeordneter der Volkskammer leitete er einen Sonderausschuss zur Kontrolle und Auflösung des Ministeriums für Staatssicherheit und wurde nahezu einstimmig zum Sonderbeauftragten für personenbezogene Unterlagen des ehemaligen Staatssicherheitsdienstes der DDR gewählt. Von 1991 bis 2000 war Joachim Gauck Bundesbeauftragter für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR. Dieser komplizierten Bezeichnung und dem herausragenden Profil ihres Leiters verdankte die Einrichtung den Namen »Gauck-Behörde«.

Lieber Herr Gauck, Sie haben mit den Tätigkeitsberichten der von Ihnen aufgebauten und geleiteten Behörde viel Licht in ein dunkles Kapitel unserer jüngeren Geschichte gebracht. Nicht umsonst bat man deshalb Sie, am 9. November 1999 anlässlich des zehnten Jahrestages des Mauerfalls neben Michail Gorbatschow, George Bush, Helmut Kohl und Gerhard Schröder vor dem Deutschen Bundestag zu sprechen.

Joachim Gauck ist Mitautor des »Schwarzbuch des Kommunismus« und erhielt die Ehrendoktorwürde der Universität Rostock, das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse und zahlreiche weitere Auszeichnungen für sein öffentliches Wirken.

Wir freuen uns auf Ihren Vortrag.



Joachim Gauck

Welche Erinnerungen braucht Europa?

Joachim Gauck

Es muss einen Grund haben, dass Sie, die Verantwortlichen der Stiftung, mich eingeladen haben. Mir sind einige Autoren und Lehrstuhlinhaber im Bewusstsein, die mit zum Teil grundsätzlichen Arbeiten zum Thema Gedächtnis und Erinnerung hervorgetreten sind. Bevor ich aber vor Sie trete wie einst der Prophet im Alten Testament vor Gott mit der Frage: »Warum ich?«, sage ich einfach gleich, dass ich die wissenschaftliche Publizistik zum Thema nicht referieren werde.

Es ist die Erfahrungslast eines 66-jährigen Europäers, der 50 Jahre seines Lebens nicht dazu gehören durfte und der schließlich - seit seinem 50. Lebensjahr - nicht nur leidend, sondern gestaltend daran mitwirken durfte, dass sich das ändern sollte. Jetzt gehöre ich zu denen, die mit Freuden und gelegentlich Sorgen dabei sind, wenn Europa sich neu ordnet und womöglich auch neu definiert. Die Erfahrungen, die ich zur Sprache bringen will, sind gleichwohl nicht nur individuelle, sondern es sind auch solche, die Teil einer kollektiven Identität einer Großgruppe sind.

|
Die thematische Fragestellung »Welche Erinnerung braucht Europa« setzt die Notwendigkeit des Erinnerns voraus. Wir wollen wenigstens einen Moment daran erinnern, dass das nicht selbstverständlich ist. Wir kennen aus Vergangenheit und Gegenwart Schweigestrategien und -gebote, tatsächliche und gespielte Amnesien, gelegentlich auch Plädoyers für schnelles Vergessen, um Kräfte für heute und morgen freizusetzen. Aber das steht gegenwärtig nicht zur Debatte.

Nach dieser Anmerkung fragen wir zunächst danach, welche Haltungen Menschen und Gesellschaften brauchen, die Erinnerung und Gedenken akzeptieren und in die Diskursebene integrieren. Da mich in der jüngeren Vergangenheit im Osten Deutschlands (aber auch in Mitteleuropa) Schübe von aufwallender Nostalgie behelligten, ich deren selektive, weil schmerzfreie Erinnerung aber bestenfalls als Erinnerungssurrogat sehen kann, wünsche ich mir als erste Voraussetzung für Erinnerung in Europa Respekt vor den Fakten.

Ich habe zu lange erlebt, dass in der Erziehung ganzer Generationen die Rolle von Fakten und Realität nachrangig war. Die Leitideologien der diktatorischen Herrscher, die meinen Teil Deutschlands 56 Jahre dominierten, die Völker der Sowjetunion sogar zum Teil 70 Jahre, waren immer wichtiger als die Fakten. Ja, oft war es sogar lebensgefährlich, auf Fakten zu bestehen, wenn diese der Herrschaft nicht genehm waren. Und war es nicht gefährlich für das Leben, so für Karrieren und den Platz im Gemeinwesen, den Menschen nun einmal anstreben. In der Regel bestand die Ratio der Diktaturbewohner auf Anpassung an die Faktensicht und -deutung der Macht. Lohnt sich das Festhalten und Behaupten einer historischen, politischen oder moralischen Wahrheit wirklich, wenn man dafür seine berufliche Karriere oder die materielle Sicherheit der Familie riskiert? – So lernte man zu fragen. Für den größeren Teil einer Bevölkerung in Unfreiheit eher nicht. So kommt es zu einem Phänomen, das uns in posttotalitären oder postdiktatorischen Gesellschaften mit einiger Regelmäßigkeit begegnet: der Verlust an Wirklichkeit (»loss of reality«, H. Arendt). Hannah Arendt prägte diesen Begriff während ihres ersten Besuches im Nachkriegsdeutschland. Und da ein Verlust in der Regel nach einer Kompensation ruft, tritt an die Stelle der Würde und Bedeutung der Fakten die Rolle von Meinungen.

Und da wir gerade über Verlust nachdenken, der entsteht, wenn Diktatoren länger herrschen, schauen wir einen weiteren Verlust an, der Hannah Arendt nach dem Krieg auffällt: den Verlust der natürlichen, uralten, durch kulturelle und religiöse Einflüsse geförderten Fähigkeit zu Empathie und Sympathie mit Opfern. Wer lange genug Tyrannen unterworfen ist, wer insbesondere Helfer, Vollstrecker, Verwalter oder Begünstigter der Herrscher ist, wird allzu häufig die Instanz eines autonomen Gewissens ausgeschaltet haben. An seine Stelle treten dann Loyalität zu Führer, Partei, Ideologie (häufig mit Erlösungsanspruch), Vasallentreue oder Gefolgschaftsmentalität – bei großen soziologischen Gruppen, besonders in Spätzeiten der Diktatur, existiert allerdings nur noch eine unüberzeugte Minimalloyalität. Empathie, Sympathie mit Opfern der Politik des eigenen Staates als ursprüngliche von Herz und Gewissen kommende Regung würde den, der diese Regung zeigt, verdächtigt machen. Erst verbirgt der Staatsangehörige solche Regungen, später verlernt er sie. Allerdings muss auch in solchem Fall eine Kompensation her. Es gibt sie: das Selbstmitleid.

Wenn wir an dieser Stelle mit Hannah Arendt Verluste durch totalitäre Herrschaft beschrieben haben, und wenn wir wissen, dass große Teile, insbesondere des neuen Europas, Jahrzehnte unter derartiger Herrschaft waren, erscheint uns die Nennung von Voraussetzungen für die Achtung von Erinnerung in Europa wichtig. Wir meinen also, dass erst nach einer Wiedergewinnung der Grundsätze der europäischen Aufklärung substantielle Erinnerungsarbeit geleistet werden kann. Dazu gehört ausdrücklich der Respekt vor den Fakten wie der Respekt vor dem Leiden derer, denen die Teilnahme an Grundrechten und ein Leben nach den Werten Europas nicht vergönnt war.

II

Erinnerungen, besonders jene, die das kollektive Gedächtnis prägen, sind gebunden an Lebensräume und Schicksalsgemeinschaften, auch hat jede Zeit ihre ganz eigenen Erinnerungsmuster, eigene Selektionsmuster. Trauma und Versagen, Angst, Schuld, erlittenes Leid, Todesnähe werden unterschiedlich intensiv eingelagert in das Gedächtnis, oft früh vorsortiert, »verpackt«, »vergessen«, »verdrängt«. Siege, Erfolge, Glück, materieller und geistiger Gewinn, bevorzugte Rollenmuster des eigenen Volkes werden in anderer Weise gespeichert. Entwickeln sich Menschen und Gesellschaften weiter, werden auch die Erinnerungsschwerpunkte sich ändern, zum Teil auch die Zugriffe auf die unterschiedlichen Erinnerungsspeicher.

Auffallend ist, dass eine postdiktatorische Gesellschaft, die erst am Anfang eines geistig-politischen Transformationsprozesses ist, häufig den erstgenannten Speicher meidet. Die allgemeine Verunsicherung schreit nach der tröstenden Versicherung, es sei doch alles nicht so schlimm gewesen (»Es war ja auch nicht alles schlecht beim Führer...«), es habe Werte und Menschlichkeit gegeben und so fort. Selektives und nostalgisches Erinnern prägt derartige Transformationsgesellschaften. Ältere Deutsche können zum zweiten Mal Erinnerungssurrogate, Schlussstrichneigung, Nostalgie und Schmerzvermeidung beobachten: in Ostdeutschland nach dem Ende der kommunistischen Diktatur.

Es liegt deutlich zutage, dass nur zu einem geringen Teil die Inhalte, die »Qualität« der Ideologie der Diktatur wesentlich sind für die menschlichen und kulturellen Verluste der postdiktatorischen Gesellschaften. Vielmehr zerstören die perpetuierte Ohnmacht, die faktische Rechtlosigkeit, die Wegnahme bzw. Einschränkung der Würde und der Grundrechte den Bürger und schaffen stattdessen jenes Zerrbild eines Bürgers, das in der Diktatur der Normalfall ist. Es ist der Verlust der Autonomie des Bewohners der Diktatur, der den Verlust seiner Wert-

maßstäbe, Urteilkriterien seiner Wahl- und Entscheidungsfreiheit mit sich bringt. Was ein Bürger sein könnte, wird ein Staatsbewohner. Wenn dieser gar gehindert wird, seinen Lebensraum zu verlassen, wird er ein Staatsinsasse.

Ich habe diesen Verwandlungsprozess einmal bewusst machen wollen, um Verständnis für die große Langsamkeit eines wirklichen Mentalitätswandels zu wecken. Würde sich – zumal in Übergangssituationen mit ökonomischer Not bzw. Unsicherheit und einer gewissen Unbehautheit in der neuen demokratischen Kultur – die Bevölkerung der früheren Diktatur insgesamt und schlagartig ihrer jahrzehntelange Beraubung, Gängelung, Entrechtung, ihrer Unterwerfung, ihrer Angst, Feigheit und oft auch ihrer Mittäterschaft in vollem Umfang bewusst, wären die psychischen Folgen erheblich. Die Menschen fürchten aber normalerweise Trauer, Traurigkeit, auch den möglichen Hass, der in ihnen aufbrechen könnte, die Depression, die sie erfassen würde, würden die Spiegel nicht verhängt bleiben, die Archive der Erinnerung nicht verschlossen.

Allem Anschein nach gewinnen erst Gesellschaften, die sich als Zivilgesellschaften etabliert haben, schrittweise (gelegentlich auch in »Schüben«) die Fähigkeit, selektives, schonendes Erinnern einzutauschen gegen umfassendes Erinnern. In dieser Form wird nicht nur den Fakten ihr Recht wieder eingeräumt, vielmehr gerät eine »Aufarbeitung« der Vergangenheit auch zu einer Wiedergewinnung geistiger Werte, ja im Zulassen von Schmerz, Scham und Trauer auch zur Wiedergewinnung einst »verlernerter« Gefühle und damit zur Wiedererlangung einer emotionalen Kompetenz, die die Autonomie der Person wiederherstellt. Und da wir Phänomene kollektiver Verdrängung kennen, glauben wir ebenso, dass der beschriebene Gesundungsprozess nicht nur Individuen, sondern auch Gruppen und Großgruppen widerfahren kann.

Es klingt nicht besonders positiv, aber ich bin sicher, dass ein Erinnern, das Europa nützt, nicht ohne eine umfassende Erinnerung von Verlust, Trauma, Leid und Versagen auskommen wird. Natürlich urteile ich hier aus deutscher Sicht, bin geprägt vom Wandel der Erinnerungsschwerpunkte im Nachkriegsdeutschland (West) und seiner Erfahrung mit der schließlichen Annahme von Schuld. Wir haben hier also schon erlebt, dass kathartische Elemente wachsen können und auch, dass eine Nation sich nicht verliert, wenn sie selbstkritisch und entschlossen die eigene Schuld bearbeitet. Dass sie vielmehr gewinnt. Nicht nur an Glaubwürdigkeit gegenüber anderen Völkern, sondern gegenüber sich selbst. Uneingestandene und unbesprochene Schuld bindet Individuen wie Gruppen an die alte Zeit, macht befangen, mutlos und erpressbar. Wahrheit befreit.

Es liegt auf der Hand, dass eine Nation, die ein Übermaß an Schuld auf sich geladen hat, letztlich nicht ohne die Bearbeitung der »dunklen« Erinnerung gesunden kann. Wie aber sind die Erinnerungswege jener Nationen, die nicht als Täter, Helfer der Unterdrücker, sondern eben als deren Opfer gelten müssen? Zunächst: Krieg, Okkupationen, Massenmord zerteilen die Erinnerungslandschaft Europas, wie sie die politische Landschaft einst in Aggressoren, deren Helfer und die Opfer teilten. Manche Politiker neigen heute dazu, eine »europäische Erinnerung« zu fordern. Aber wie sollte das funktionieren?

III

Nicht nur aus deutscher oder jüdischer Sicht ist die Erinnerung, Vergegenwärtigung und Darstellung des Holocaust von zentraler Bedeutung. Allerdings wird sich in den kommenden Jahren zeigen, welche Art des Erinnerns und Gedenkens von nachhaltiger Bedeutung sein wird. Nur am Rande sei die Gefahr der Trivialisierung des Holocaustgedenkens erwähnt. Unübersehbar gibt es eine Tendenz der Entweltlichung des Holocaust. Das geschieht dann, wenn das Geschehen des deutschen Juden-

mordes in eine Einzigartigkeit überhöht wird, die letztlich dem Verstehen und der Analyse entzogen ist. Offensichtlich suchen bestimmte Milieus postreligiöser Gesellschaften nach der Dimension der Absolutheit, nach dem Element des Erschauerns vor dem Unsagbaren. Da dem Nichtreligiösen das Summum Bonum - Gott - fehlt, tritt an dessen Stelle das absolute Böse, das den Betrachter erschauern lässt. Das ist paradoxerweise ein psychischer Gewinn, der zudem noch einen weiteren Vorteil hat: Wer das Koordinatensystem religiöser Sinngebung verloren hat und unter einer gewissen Orientierungslosigkeit der Moderne litt, der gewann mit der Orientierung auf den Holocaust so etwas wie einen negativen Tiefpunkt, auf dem - so die unbewusste Hoffnung - so etwas wie ein Koordinatensystem errichtet werden konnte. Das aber wirkt »tröstlich« angesichts einer verstörend ungeordneten Moderne.

Würde der Holocaust aber in einer unheiligen Sakralität auf eine quasi-religiöse Ebene entschwinden, wäre er vom Betrachter nur noch zu verdammen und zu verfluchen, nicht aber zu analysieren, zu erkennen und zu beschreiben. Wir würden nicht begreifen. »Aber der Holocaust wurde inmitten der modernen, rationalen Gesellschaft konzipiert und durchgeführt, in einer hochentwickelten Zivilisation und im Umfeld aussergewöhnlicher kultureller Leistungen; er muss daher als Problem dieser Gesellschaft, Zivilisation und Kultur betrachtet werden.« Das nicht zu sehen, es aus dem historischen Gedächtnis zu verdrängen oder aber entlastende Erklärungsmuster zu akzeptieren, bedeutet die Gefahr einer »potentiell suizidalen Blindheit«. So sagt es der jüdisch-polnische Soziologe Zygmunt Baumann¹, dem ich meine gewandelte Sicht auf den Holocaust verdanke.

Er verwirft eine Ursachenforschung, die auf die Bestialität der Täter, den Charakter Hitlers, die Unterwürfigkeit der Bevölkerung, deren Rassenwahn und ähnliches verweist. Er glaubt nicht, »dass die Ursachenforschung abgeschlossen wäre, wenn

Deutschland, den Deutschen und den Nationalsozialisten ihre Schuld moralisch und materiell nachgewiesen sei.«² Und so sieht er die Schrecknisse des Holocaust nicht in einer Beschädigung, Verletzung der ansonsten intakten Zivilisation. Vielmehr ist dieser Schrecken »Produkt« der Zivilisation, oder sagen wird es so: das andere Gesicht der Zivilisation. Demnach wäre dieser Akt extrem monströsen Verbrechens eben kein Rückfall in die Barbarei, sondern eine Seinsweise von Ordnungssystemen und Ordnungsträgern, die aus der modernen Zivilisation herauswächst. Es ist das, was sein kann - trotz Zivilisation. »Die Vernichtungsmaschine war eine spezielle Ausprägung dieser Ordnung«, so Raul Hilberg³.

Es ist eine verstörende Wahrheit, dass das, was Demokratie, Rechtsstaat, Grundrechte und Gewaltenteilung fördert, gleichzeitig auch eine Steigerung der Rolle der Rationalität mit sich bringt, wobei Rationalität in diesem Zusammenhang die Rationalität derer ist, die ihre antihumanen Ziele definieren und sie perfekt und zweckorientiert zu erreichen wissen. Und wenn der Zweckrationalität der jeweiligen Macht keine moralischen Gegenkräfte entgegenstehen, die das Zivilisatorische an der Zivilisation schützen, ist eine Gefahr in Verzug, die zu Katastrophen wie den Holocaust führen kann. So gesehen wären die Europäer (und nicht nur die Deutschen) aufgerufen, die Erinnerung an den Holocaust als eine beständige Warnung wachzuhalten. Ihre Botschaft ist universell! Hier aus unserer Mitte können Gesellschaftsentwürfe oder auch Einzelhandlungen (Hiroshima) erwachsen, die Verlust und Grauen bereiten anstelle von Fortschritt und Humanität. Mit Raul Hilberg ist Zygmunt Baumann davon überzeugt, dass die eigentliche Lehre nur sein kann, dass wir auch gegenwärtig und zukünftig das »Unvorstellbare einkalkulieren« müssen⁴.

Wenn die Betrachtung des Holocaust so dazu führen kann, dass wir dem Auseinanderfallen von Rationalität und Zweckdenken und der Moral wehren müssen - und dies beständig und

unablässig -, dann wäre wirklich viel gewonnen. Die Moderne hatte zwar dem Menschen Autonomie gebracht, die Bindung an Gott und seine Gebote wurde relativiert und dann aufgegeben. Die neuen Menschen, die nun oberste Instanz, Herren, Richter, Lenker und »große Gärtner« wurden nun aber auch zu der großen Gefahr. Mit den neuen technologischen und planerischen Möglichkeiten erscheint dem omnipotenten Gestalter alles machbar. Die neue Gesellschaft scheint machbar, der Mensch, der widerstrebt, muss dann nur noch »umerzogen« werden, wenn nicht anders möglich auch bestraft oder eliminiert werden. Große Entwürfe fordern eben Opfer! So entstehen neue Formen menschlicher Grausamkeit. Die alte Barbarei wird überboten, es entsteht ein »spezifisch moderner Charakter« des Inhumanen, der dann »den Gulag, Auschwitz oder Hiroshima« ermöglicht, »diese vielleicht sogar unvermeidlich« macht⁵. Soweit Baumann. Folgen wir ihm, begreifen wir: Humanität ist nie im sicheren Hafen. Sie zerfällt oder wird beschädigt, wenn Ratio und Moral gegeneinander stehen. Unsere Zivilisation ist nicht Geschichte im Endstadium, sondern vorübergehend gesicherte Existenzform.

Um Missverständnisse zu vermeiden, will ich an dieser Stelle, die sehr stark von der universellen Bedeutung der Holocaust-Erinnerung handelte, sagen, dass sich für Deutsche, speziell für die Zeitgenossen des Unheils, immer auch zusätzlich eine eigene Perspektive öffnet. Können unsere europäischen Nachbarn den Ansatz Baumanns analysierend verfolgen, so können wir das zwar auch, aber hinzu kommt die Bearbeitung der Schuld durch die Schuldigen, das Zulassen von Scham und Trauer, die Bemühung um Wiedergutmachung und Versöhnung. Und ebendies ist dann eine spezielle an die Nation, auch an eine spezielle Zeit gebundene Erinnerungsform unserer europäischen Großgruppe, das lässt sich nicht »europäisieren«.

Wer das Erinnern und Verarbeiten des Holocaust in diesem gedanklichen Rahmen betreibt, für den verbietet sich die Konkurrenz zwischen verschiedenen Übeln und Opfern. Er wird auch einen Vergleich verschiedener Formen von Diktatur und Unmenschlichkeit nicht fürchten. Vergleichen lehrt ja vor allem auch unterscheiden. Vor einigen Monaten hat nun eine Rede der damaligen lettischen Außenministerin Sandra Kalniete für Aufregung gesorgt. Aus der jüdischen Gemeinde und von verschiedenen Debattenteilnehmern war die Sorge zu vernehmen, dass die Erinnerung an das kommunistische Unrecht, die Definitionen desselben und die Form seiner Delegitimierung eine Beeinträchtigung der Rolle des Holocaust im europäischen Denken bedeuten könne. Für manchen Betrachter bedeutet schon der Vergleich der beiden Terrorsysteme des Nationalsozialismus und des Kommunismus eine Relativierung des Ersteren.

In der Regel ist die Erinnerung an andere Formen von Unrecht aber zunächst einmal ein Gebot der Vernunft wie der Moral. Es ist auch nicht erforderlich, dass eine ewige Hierarchie der verschiedenen Ausprägungen des Bösen errichtet wird. Wie bereits gesagt, wird das Land, von dem der Vernichtungskrieg und der Judenmord ausging, immer einer besonderen, vertieften Rezeption bedürfen. Verursacher, Täter und auch deren Nachkommen werden eben nicht nur die strafrechtliche, sondern auch die moralische und metaphysische Schuldbearbeitung als Folgelasten zu tragen haben.

Aber stellen wir uns einmal vor, die früheren Sowjetmenschen würden sich entschließen, dem Holocaustgedenken die zentrale Rolle im nationalen Diskurs zuzuweisen. Wäre nicht neben dem Nutzen, über den ich im vorigen Abschnitt gesprochen habe, vor allem eine starke Verdrängung eigener Schuldanteile die Folge? Käme nicht zum dominierenden Erinnerungsgut »Großer Vaterländischer Krieg«, zu den Opfern, die er forderte,

und dem Sieg über den Feind ein Schwerpunkt hinzu, der die so notwendige Bearbeitung der Schuld an 70 Jahren Staatsterror unterminieren würde? Natürlich kann man auch aus fremder Schuld etwas lernen. Die eigentlichen, verändernden Lern- und Entwicklungsschritte beginnen aber bei der Auseinandersetzung mit eigener Schuld, eigenem Versagen.

Millionen von Opfern kommunistischer Gewalt bleiben aber ungenannt und weitgehend unbetrübt. Millionenfacher Mord wurde von Tätern und Schreibtischtätern begangen. Das Unrecht wurde in der Justiz praktiziert, die Unwahrheit an Universitäten gelehrt, die Grundrechte der Menschen von konkreten Herrschern und deren Großbürokratien eingeschränkt oder gar nicht gewährt. All das wäre nicht nur von Einzelnen und kleinen Gruppen zu bearbeiten. Es ist vielmehr ein großes nationales Thema. Wie für uns in Deutschland der Judenmord das Schwarze Loch der Geschichte ist, so ist es für die Ex-Sowjetunion deren einst real existierendes Unrechtssystem. Schauen wir auf China oder Kambodscha, so liegen deren Aufarbeitungsschwerpunkte ebenfalls überdeutlich auf der Hand.

Wir Deutsche können und wollen solchen Nationen nicht sagen, wie sie was zu tun haben. Aber wir können immerhin bezeugen, dass Verdrängen und Schlussstrich nur bedingt und begrenzt funktionieren. Wir haben spät und mit Mühe, aber dann doch wirklich gelernt, dass eine Leugnung von Fakten und Schuld an das alte System bindet. Auch im Raum des Politischen gilt: Die Wahrheit kann uns frei machen. Deshalb ist es ein Gewinn, wenn uns aus anderen Teilen Europas je eigene Erinnerungslasten zugemutet werden.

Das westliche Europa hat sehr lange und sehr intensiv an den Leiden Osteuropas vorbeisehen können. Es lohnt sich in diesem Zusammenhang, noch einmal François Furet zur Hand zu nehmen, der 1995 in seinem Buch »Das Ende der Illusionen« der Faszination nachgeht, die für viele europäische Intellektuelle

vom Kommunismus ausging. Erschreckend das Ausmaß von Ignoranz und Gutgläubigkeit in weiten Kreisen der Linken, deren kritisches Vermögen doch ansonsten besonders stark ausgeprägt war. Es ist doch normal, dass die Völker das Leid, das sie als Opfer des Kommunismus erleiden mussten, dann in den Mittelpunkt stellen, wenn es das größte von ihnen erlittene Unrecht darstellt. Wird man sie darin bestärken, ihnen Empathie und Aufmerksamkeit entgegenbringen, so wird, je weiter sich die Zivilgesellschaft entwickelt, auch der Teil der Geschichte aufgenommen und besprochen, in dem man Verbündeter von Tätern war. Aus Westeuropa hat man Frau Kalniete barsch beschieden, sie solle einmal zuvörderst der Helfer der Nazis gedenken, die bei der Judenvernichtung mitgewirkt haben. Ich kann mich nicht erinnern, dass man Frankreich vom Ausland aus seinerzeit so auf Vichy angesprochen hat. Aber als das Frankreich der Nachkriegszeit seine Identität gefestigt hatte, sich selbst seine Résistance glaubte, der eigenen Rolle und Größe wieder traute, da begann im Land eine Bearbeitung der lange verdrängten Kollaboration, übrigens auch weiterer verdrängter historischer Themen.

Die Einbringung neuer Leidenskapitel und Leidenschwerpunkte in den europäischen Diskurs bedeutet keinen Paradigmenwechsel, wohl aber eine dringend notwendige Paradigmenergänzung. Innerhalb unseres Landes können wir an Orten mit »doppelter Erinnerung« (Buchenwald, Sachsenhausen, Torgau) sehen, wie ein Konflikt zwischen verschiedenen Erinnerungsmilieus aufbrechen kann. Hier kann innerhalb eines Landes studiert werden, dass Empathie eine schwer zu erlangende Haltung ist. Zu lernen ist: Eine Gedenkkultur, die eigene Leiden aufbewahrt und für die Nachkommen aufbereitet, darf eine andere Gedenkkultur, die das gleiche mit »ihren« Opfern tut, nicht in den Schatten, den Erinnerungsschatten stellen.

V

Erinnerungen in Europa sind nicht eingepackt in einen Erinnerungskanon, sie bringen unterschiedliche Schwerpunktthemen hervor. Auch daraus können Konflikte zwischen Gruppen und Großgruppen erwachsen. In den letzten Jahren ist in Deutschland ein lange vernachlässigtes Erinnerungsgut wieder aufgetaucht: Deutsche als Opfer. Nach jahrzehntelanger Bearbeitung der deutschen Schuld in vielen Facetten tauchten Bombenkriegsopfer, Flüchtlinge und Vertriebene wieder auf.

Reflexartig wurde auch bei dieser Entwicklung die Warnung vor einer Relativierung der deutschen Schuld vorgebracht, für mich eine überflüssige Sorge. Sehen wir einmal von den Mitgliedern der rechtsextremen Szene ab, so war nicht zu erkennen, dass die »neuen« Themen eine Relativierung der deutschen Schuld bewirken sollten (wie einst in der Nachkriegszeit). Vielmehr dürfen wir es als ein Zeichen geistiger Gesundung sehen, dass wieder Unterscheidungen, Differenzierungen im öffentlichen Bewusstsein möglich werden, die dem einst erlebten Leben und dem Leiden von einst gerecht werden. Aus Angst oder Sorge missverstanden zu werden, waren diese Themen, seitdem die selbstkritischen Debatten dominierten, weitgehend gemieden worden. Wir können eigentlich erfreut feststellen: Deutschland glaubt an seine eigene Läuterung; nachdem es vor der eigenen Schuld nicht mehr geflohen ist, braucht es auch die eigenen Traumata nicht mehr zu verstecken oder einzuhegen.

Wir müssen eben auch die Veränderungen glauben, die sich an uns vollzogen haben. Auch die 68er, die politisch oftmals auf die falsche Fährte gesetzt haben, dürfen doch glauben, dass sie, als sie das Schuldthema auf den Tisch der Nation legten, einen kulturellen Wandel in Gang gesetzt haben, »Gnadenfieber« (Giordano), Selbstmitleid und Verdrängung sind in einem jahrzehntelangen Lernprozess überwunden worden.

Als die Vertriebenen nicht aufhörten, »Schlesien ist unser« zu behaupten, hätte man den Plan, in Berlin ein »Zentrum gegen Vertreibungen« zu errichten, nur bekämpfen müssen. Inzwischen aber haben die Vertriebenen, hat die Nation eine menschliche und kulturelle Leistung erbracht, hat den Verzicht erlernt. Sicher war das mühsam, aber denken wir an die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, so war es den Deutschen damals nicht möglich, dies zu erlernen. Heute, nach Jahrzehnten der Aufarbeitung, nach der Errichtung eines Mahnmals für unsere Untaten im Zentrum der Hauptstadt, kann der Plan kein Erschrecken mehr auslösen. Auch hier wird nicht relativiert werden, was an Schuld ewig an unserer Nation hängt. Aber an Verlust und Leiden darf erinnert werden - wem das erlaubt wird, der wird eher Empathie für das Leid anderer Völker und Gruppen aufbringen. Klage bedeutet ja nicht Anklage, Trauer intendiert nicht Revanche. Wer seiner Trauer Raum gibt, vermag eher die Trauer und die Verluste anderer anzunehmen.

VI

Auf diesem Wege des Ernstnehmens eigener Verluste könnte auch ein neues Bewusstsein für Werte, Erfolge, Siege, Friedensbündnisse entstehen. Als älterer Deutscher fürchte ich den Stolz der Nationen - auch die dazugehörenden Denkmäler. Zu oft basiert dieser Stolz lediglich auf der Tatsache, zu einer bestimmten Zeit stärker als andere gewesen zu sein, vor allem militärisch stärker. Aber es gibt eine Freude der Davongekommenen, der »gebrannten Kinder«, die ich achte und die sich nicht verstecken soll. Und wenn wir fragen, welche Erinnerungen Europa noch braucht, dann sind es solche, die die geschichtlichen Spuren gewachsener Freiheit nachzeichnen. Natürlich ist die Geschichte Europas geprägt von Kriegen und Interessenkonflikten. Aber ebenso natürlich ist es doch, dass der, der in seinem eigenen Leben Freiheit entbehrt und für Freiheit gekämpft hat, denen nahe ist, die vor oder neben ihm für die Freiheit gekämpft haben. Wer »Wir sind das Volk« rief, sucht geistig nach Menschen und Orten, die Ähnliches verlau-

ten ließen. Dass »liberté, égalité, fraternité« schon vor über 200 Jahren im Nachbarland politisches Programm wurden, gehört eben nicht nur zur französischen und europäischen Politikgeschichte, sondern auch zu meinem gegenwärtigen Verständnis von Demokratie und Freiheit und damit zum Kernbestand meines Gedenkens. Und wenn ich andächtig vor der Urschrift der Verfassung der USA stehe (»We, the people...«), dann habe ich es eben nur zum Teil mit einer fremden Erfahrung zu tun. Ich werde auch immer die »fremde« freiheitliche Gewerkschaftsbewegung Polens als meine ureigene Sache empfinden.

So dürfen wir hoffen und wollen dafür arbeiten, dass neben die Fülle spezieller Erinnerungsgüter von Gruppen und Nationen sich ein Erinnerungsbesitz aufbaut, in dem nicht die Kriege und Siege von einst dominieren. Wo irgendwo in Europa Recht über Unrecht gesiegt hat, wo Menschen Freiheit, Würde, Grundrechte erkämpft haben, wo Friedensschlüsse und Bündnisse oft jahrhundertalte Feindschaft beendet haben, da entsteht dann Erinnerungsgut, auf das sich ganz unterschiedliche Menschen in Europa gemeinsam beziehen können. Einen europäischen Verfassungstag können wir ja noch nicht feiern. Aber immerhin könnten wir die Befreiungstage, die Freiheitsorte, die Monumente der Menschen, die das humanum in ihrer Zeit bewahrten und förderten, kennenlernen und ihre Botschaft uns zunutze machen. Sie halten doppelten Trost für uns bereit: Kein Unrecht währt ewig. Und: Wir haben eine Wahl - uns dem Unrecht zu fügen oder zu widerstehen.

Anmerkungen

- 1 Zygmunt Baumann, Dialektik der Ordnung, Hamburg 1994², Seite 10
- 2 ebd., Seite 11
- 3 Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden, 1983/dto/1986, Seite 994, zitiert nach Baumann, a.a.O., Seite 22
- 4 Zygmunt Baumann, a.a.O., Seite 214
- 5 Zygmunt Baumann, Rede anlässlich der Verleihung des Amalfi Preises für Soziologie und Sozialwissenschaften 1990, a.a.O. , Seite 234

Joachim Gauck

- | | |
|-------------|--|
| 1940 | in Rostock geboren |
| 1958 – 65 | Studium der Theologie in Rostock |
| 1965 | Vikar in Mecklenburg |
| 1967 – 70 | Pfarrer in Lüssow (Kreis Güstrow) |
| ab 1971 | Pfarrer in Rostock-Evershagen |
| 1982 – 90 | Leiter der Kirchentagsarbeit in Mecklenburg |
| 1990 | Sonderbeauftragter für die personenbezogenen Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR |
| 1991 – 2000 | Bundesbeauftragter für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR |
| 2003 | Vorsitzender des Vereins »Gegen das Vergessen – Für Demokratie« |

Auszeichnungen und Preise (Auswahl)

- | | |
|------|---|
| 1991 | Theodor-Heuss-Medaille |
| 1995 | Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland |
| 1996 | Hermann-Ehlers-Preis |
| 1997 | Hannah-Arendt-Preis für politisches Denken |
| 1999 | Ehrendoktorwürde der Universität Rostock |
| 2000 | Ungarische Imre-Nagy-Gedenkplatte
Dolf-Sternberger-Preis |
| 2003 | Courage-Preis |
| 2005 | Ehrendoktorwürde der Universität Augsburg |

Veröffentlichungen (Auswahl)

- | | |
|------|---|
| 1991 | Die Stasi-Akten. Das unheimliche Erbe der DDR |
| 1992 | Von der Würde der Unterdrückten |
| 1993 | Verlust und Übermut. Ein Kapitel über den Untertan als Bewohner der Moderne |
| 1998 | Mitautor des Schwarzbuchs des Kommunismus |

Europa bauen, den Wandel gestalten Vortragsreihe

- :: Klaus Töpfer
Globalisierung – Konsequenzen für die deutsche Politik in internationalen Organisationen, Oktober 2001
- :: Daniel S. Hamilton
Die Zukunft ist nicht mehr, was sie war: Europa, Amerika und die neue weltpolitische Lage, Februar 2002
- :: Mahmoud Hamdi Zakzouk
Der Islam und Europa – ohne Dialog keine Zukunft, Juli 2002
- :: Janusz Reiter
Die Erweiterung der Europäischen Union – was kommt danach?, Januar 2003
- :: Alfred Grosser
Deutschland, Frankreich, Europa: was war, was ist, was wird?, August 2003
- :: Amos Elon
Die Rolle der Juden im neuen Europa, Februar 2004
- :: Erwin Teufel
Europa im Umbruch, August 2004
- :: Karl Kardinal Lehmann
Das Christentum und die Grundlagen Europas. Ein Blick in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, November 2004
- :: Kemal Derviş
Die Erweiterung Europas nach Südosten: eine geschichtliche Wiedervereinigung und die Gestaltung der Zukunft, Juni 2005
- :: Heinrich August Winkler
Was hält Europa zusammen?, Dezember 2005

Die Robert Bosch Stiftung

Die Robert Bosch Stiftung ist eine der großen unternehmensverbundenen Stiftungen in Deutschland. Ihr gehören 92 Prozent des Stammkapitals der Robert Bosch GmbH. Sie wurde 1964 gegründet und setzt die gemeinnützigen Bestrebungen des Firmengründers und Stifters Robert Bosch (1861–1942) fort.

Die Stiftung konzentriert sich in ihrer Arbeit auf die Bereiche:

- :: Wissenschaft und Forschung
- :: Gesundheit und humanitäre Hilfe
- :: Völkerverständigung Westeuropa, Amerika
- :: Völkerverständigung Mitteleuropa, Osteuropa
- :: Bildung und Gesellschaft
- :: Gesellschaft und Kultur.

Zur Stiftung gehören in Stuttgart das Robert-Bosch-Krankenhaus, das Dr. Margarete Fischer-Bosch-Institut für Klinische Pharmakologie und das Institut für Geschichte der Medizin.

Robert Bosch Stiftung GmbH
Heidehofstraße 31
70184 Stuttgart
info@bosch-stiftung.de
www.bosch-stiftung.de

Herausgegeben von der Robert Bosch Stiftung
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit
Foto: Susanne Kern
August 2006

Die Deutsche Bibliothek- CIP Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei der
Deutschen Bibliothek erhältlich.

© 2006 Robert Bosch Stiftung GmbH, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-939574-02-3 / 978-3-939574-02-6